



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Benedix, Roderich: Erzählungen eines Schauspielers. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Erzählungen eines Schauspielers.

Von

Roderich Benedix.

2.

Ungefähr ein Jahr möchte ich in diesen Verhältnissen gelebt haben und ich fing an, mich heraus zu sehnen. Ich fühlte mich, ich wollte vorwärts. Wir hatten bei der Gesellschaft ein recht hübsches Männerquartett zusammengebracht, und wir vier beschloßen zusammen zu reisen und uns nach Anstellungen bei bessern Theatern umzusehen. Wir kündigten deshalb unsere Verhältnisse auf.

Als jedoch die Kündigungszeit um war und der Director uns neue Vorschläge machte, zogen zwei von unserm Quartett ihr Wort zurück und einigten sich wieder. Wir zwei andern blieben jedoch bei unserm Entschlusse. Mein Gefährte mußte indessen noch sechs Wochen in seinem Vertrage bleiben und so reiste er mit der Gesellschaft ab, während ich allein zurückblieb, um ihn zu erwarten. So saß ich sechs Wochen in Palmenhain, ohne Beschäftigung und ohne Geld, denn von Ersparnissen war bei uns nicht die Rede. Ich versuchte eine Abendunterhaltung zu geben, die gewöhnliche Zuflucht armer Schauspieler, allein diese brachte mir auch nur wenige Thaler ein. Da erhielt ich eines Morgens einen Besuch von einem reisenden Schauspieler, Namens Gaul, der mich zur Betheiligung bei einem Unternehmen aufforderte. Dieser Gaul hatte seine gute Anstellung verlassen, in der Hoffnung, bei einem Hoftheater ein Unterkommen zu finden, war daselbst auch zum Gastspiel gelangt, hatte aber nicht gefallen und saß nun mit Frau und Kindern in Schlehdorf, etwa eine Stunde von Palmenhain, in der bittersten Noth, ohne Geld, ohne Aussicht, ohne Mittel, seine Reise fortzusetzen. Jetzt kam er zu mir, mit dem Vorschlage, mit ihm zusammen einige Vorstellungen in Schlehdorf zu ver-

anstellen. In Palmenhain war ein Liebhabertheater, und da ich hier bekannt war, hoffte er durch meine Vermittelung von der Liebhaber-gesellschaft etwas an Decorationen geliehen zu bekommen. Das war ganz gut, aber in Schlehdorf? Schlehdorf war eine der kleinsten unter den kleinen Städten, bewohnt größtentheils von armen Kohlenberg-leuten; ich zweifle, ob ein Handwerker daselbst sich befand. Ich fragte weiter — ein Saal war in Schlehdorf nicht zu finden — nicht einmal ein ganz kleiner. Also wo spielen? Indessen Gaul hatte guten Muth und wußte für Alles Rath. Er hatte einen grünen Rasenleck ausfindig gemacht, dicht vor der Stadt, der mit regelmäßigen Linden-reihen besetzt war, und zwischen diesen Linden sollte Leinwand gespannt, überhaupt die Bühne aufgeschlagen werden. Ich schüttelte den Kopf und fragte nach unsern Kräften. Seine Frau, er und ich war Alles, worüber wir verfügen konnten. Ich schüttelte noch stärker den Kopf, allein Gaul nannte mir gleich eine Menge kleiner Stücke, die wir drei geben könnten, erzählte mir von der Theaterlust der Schlehdorfer, die nie eine Bühne gesehen hätten, und war voll der größten Hoffnungen. Ich ging mit nach Schlehdorf. Da saß die Familie von vier Kindern, mit einer alten Mutter in einer jämmerlichen Lehnkammer, mit einem Bette. Mühsam bekamen sie die wenigen Nahrungsmittel geborgt, die ihr Leben fristeten, und die Leute, welche die Kammer vermietet hatten, fragten mit jedem Blicke nach den wenigen Groschen Miethgeld. Jetzt begriff ich allerdings, daß Gaul etwas thun mußte. Wie war der Mann so zurückgekommen, der in den besten Verhältnissen gelebt hatte und der ein wirklich talentvoller Schauspieler war? Leider nicht ohne seine Schuld. Er war zwar sehr gutmüthig, gefällig, lebens-würdig — aber er spielte. Indessen hier halfen keine Redensarten — Gaul mußte wenigstens versuchen, aus seiner erbärmlichen Lage her-auszukommen; ein anderes Mittel, als er mir vorschlug, wußte ich auch nicht, also mußte ich ihm helfen, so wenig ich auch seine Hoff-nungen theilte. Ich wandte mich also an die Liebhabergesellschaft und erhielt die nöthigen Decorationen geliehen — ich besorgte auch den Zetteldruck in Palmenhain, — denn in Schlehdorf wird in den näch-sten fünf Jahrhunderten noch keine Druckerei errichtet. — Gaul über-nahm dagegen die Einrichtung der Bühne und das Anspornen des Schlehdorfer Publicums. Publicum — du lieber Gott — die guten Schlehdorfer mochten Komödianten wohl für Abgesandte des Gottsei-beiuns halten, denn sie sahen uns mit halb bedauernden, halb verabscheuenden Blicken an, wenn wir einmal durch die Straßen gingen.

Am Mittag des bestimmten Tages wanderte ich also nach Schlehdorf, um da zu gastiren. Es war das erste Mal, daß ich überhaupt gastirte. Gaul hatte zwischen vier Linden Leinwand spannen lassen — oben war es offen, die Baumzweige das einzige Dach. Einige Coullissen waren aufgehangen und ein Vorhang. Der Boden war der Rasen. Im Zuschauerraum standen drei Holzbänke — erster Platz à 5 Sgr., hinter ihnen war zweiter Platz à 2½ Sgr. zum Stehen. Ich besah mir die Einrichtung, sie war ganz niedlich. Wir probirten unsere kleinen Stücke, und um die Stunde des Anfangs setzten wir uns erwartungsvoll an den Eingang des Zeltcs, um die Fünfgroschenstücke für den ersten Platz einzunehmen, und auch die kleinere Münze für die Stehplätze nicht zu verschmähen. Doch weiß der Henker, ob damals eine Geldkriss in Schlehdorf war, wir warteten und warteten — und warteten — Niemand kam — Niemand wenigstens, der Fünfgroschenstücke brachte. Aber andere Gäste ließen sich sehen — die Schlehdorfer Straßenjungen. Die Jungen haben immer mehr Herzhaftigkeit, als die Alten und mochten sich weniger vor uns Teufelsbraten scheuen, als ihre gottesfürchtigen, fünfgroschenstückarmen Aeltern. Da nun bekanntlich die armen Städte immer sehr reich an Kindern sind, da in Schlehdorf wenig Ständeunterschied herrschen mochte und demnach seine sämtliche Jugend zu den Straßenjungen zählte, so sammelte sich ein ganz ansehnlicher Schwarm barfüßiger, pelzbeckappter, kurzhosiger, ungewaschener Jungen um unsere — Kunstanstalt. Neugierig umstanden sie uns erst von fern, rückten dann in großen Kreisen immer näher und begannen plötzlich die umliegenden Bäume zu erklettern, von wo sie bequem in das Innere unsers Thaliementpels schauen konnten. Die Zeit des Anfangs war längst vorbei, die Sonne machte bedenkliche Anstalten zum Untergehen, da sie doch die Stelle der mangelnden Gasbeleuchtung vertreten sollte — und noch war kein Gast erschienen, unser Schaugericht in Augenschein zu nehmen. Da endlich erschienen von der andern Seite drei muthvolle Männer, sicher waren sie nicht aus Schlehdorf, und naheten sich zweifelnden Schrittes und fragten: „was das kosten thäte?“ Wir nannten den Preis — sie zogen sich zurück und pflogen Berathung, endlich boten sie zusammen vier Silbergroschen. Jetzt kam Humor in die Sache — lachend strich ich die vier Groschen ein und ließ die Waghälse Platz nehmen. Uns war das Warten schon zu lange vorgekommen, den Jungen auf den Bäumen kam es aber noch länger vor, und sie begannen ihre Ungeduld durch einige Steinwürfe zu äußern, die sie ge-

gen die Bühne richteten. Hätten wir das Militair aus Leipzig oder Cöln gehabt, wir würden ihre Steinwürfe schon mit Kugeln und Bajonettstößen erwidert haben, allein so waren wir schutzlos dem entfesselten Muthwillen der auf's Höchste gereizten Ungeduld der Schlehdorfer Gassenbuben Preis gegeben. Dauerte der Steinhagel länger, so verdarb er uns die Leinwand und die Decorationen und wir mußten großen Schadenersatz leisten. Was thun? Auf Einnahme durften wir doch nicht mehr hoffen — so riefen wir denn die Jungen von den Bäumen herab, hießen sie Platz nehmen in den den Musen geweihten Hallen, zogen den Vorhang auf und spielten dem so versammelten Publicum den Eckensteher Nante im Verhöre vor. Wir hatten zwar kein Buch, hatten das Stück kaum einmal gesehen — allein aus dem Stegreife brachten wir die uns im Gedächtniß haftenden Wiße des kleinen Stüchchens vor — von denen unser Publicum allerdings nicht eine Sylbe verstand. Zum Schluß rief Gaul, der den Actuarius machte: „Nun, lieber Eckensteher, wollen wir auch eins singen!“ — und wir stimmten an, Arm in Arm geschlungen: „Kommt a Vögel gestlogen, setzt sich nieder auf mein Fuß“ — die drei Männer für vier Silbergroschen schüttelten bedächtig die Häupter über das Teufelswerk, die Schlehdorfer Jugend aber zog von dannen, besiegt von der Macht der Kunst. Das war der erste Versuch, Kunstsin in Schlehdorf zu erwecken. Gutes Schlehdorf, du bist zu beneiden! Wer wenig Lebensbedürfnisse hat, ist glücklich. Daß du leibliche Bedürfnisse nicht übermäßig hattest, zeigte dein Aussehen, denn von dem überflüssigen Luxus eines Straßensplasters hattest du keinen Begriff, der Tyrannei einer Bauordnung waren deine Häuser nicht unterworfen, sie standen in schönster Freiheit schief und winklig, wie es ihnen beliebte, und drohten mit Einsturz jedem Verwegenen, der an sie eine ordnende Hand legen wollte — die Schweine, die auf deinen Straßen herumliefen, lieferten dir den Speck, um die Kartoffeln zu schmelzen, die ringsum deine Fluren bedeckten — was braucht der Mensch mehr als Speck und Kartoffeln? Für deine geistigen Bedürfnisse sorgte dein Pfaffe, sie waren befriedigt, wenn deine Einwohner Sonntags erfahren hatten, daß sie von wegen Adams Apfelbiß allzumal Sünder und Hallunken wären, und auf dieses schöne Selbstbewußtsein einen Schnaps getrunken hatten. Vielleicht gab es auch einige helle Köpfe unter euch, die einen Kalender für einen Silbergroschen alljährlich kauften und über die schönen Anekdoten nachdachten, daß Jemand seinen Regenschirm in

Gedanken habe stehen lassen, oder daß eine Kaffeemühle wegen Mangel an Raum zu verkaufen sei.

Man sollte glauben, Gaul hätte nach diesem Fehlschlagen alle Hoffnung aufgegeben, allein er ließ sich so leicht nicht entmuthigen. Am andern Tage kam eine Musikbande nach Schlehdorf — er schöpste neue Hoffnung. In einem im Bau begriffenen Hause ward ihm eine Lehnkammer eingeräumt — dort schlug er die Bühne wiederholt auf, die Musikanten bliesen zwei Stunden lang die schmetterndsten Einladungen — doch auch die Verbindung von drei Künsten, Dicht-, Ton- und Schauspielkunst im schönsten Vereine vermochten die Furcht der Schlehdorfer vor den Werken des Satans nicht zu überwinden — es kam Niemand und bezahlte fünf Silbergroschen. Ob sie, die Schlehdorfer nämlich, am nächsten Sonntage etwas weniger abgezankelt wurden, weil sie der Versuchung zur Sünde so männlich widerstanden, weiß ich nicht — wie Gaul sich aus seiner Lage herausgerissen, weiß ich auch nicht — ich konnte ihm nicht helfen.

Etwa eine Woche nach diesen Abenteuern kam mein Reisegefährte, mich zu unserer Wanderung abzuholen. Er hieß Zebra und war ein merkwürdiger Mensch. Ein schöner, stattlicher Mann, besaß er die mannichfachsten Talente. Er war ein sehr tüchtiger Schauspieler und in feinkomischen Rollen ausgezeichnet — ich habe manche Rolle nie besser gesehen. Dabei besaß er einen herrlichen Bariton, war ein sehr gewandter Sänger und trug namentlich Lieder vorzüglich schön vor. Sein Don Juan, Zampa, Jäger u. s. w. waren treffliche Leistungen. Er spielte sehr gut Violine, componirte gar nicht unglücklich und malte sehr hübsch. Mit allen diesen Talenten verband er eine große persönliche Liebenswürdigkeit, die ihm Aller Herzen gewann. Und doch war er ein verlornener Mensch — er trank. Seinem Charakter fehlte Willenskräft, seinem Geiste eine gründliche, wissenschaftliche Bildung. Er wußte viel, aber nur oberflächlich und so gab ihm eine wissenschaftliche Beschäftigung keine Anregung. Er kannte und verabscheute seinen Fehler des Trinkens; der große, starke Mann hat vor mir geweint wie ein Kind, hat mir mit heiligen Eiden zugeschworen, nie wieder einen Tropfen über die Lippen zu bringen, hat mich aufgefordert, ihn öffentlich in's Gesicht zu schlagen, wenn ich ihn trinken sähe — und zwei Stunden später traf ich ihn berauscht! Mir sind solche Menschen schon mehrfach vorgekommen und ich möchte die Ursachen dieser Erscheinung wohl ergründen können. Das Trinken an und für sich wird leicht zur Gewohnheit und endlich körperliches Bedürfnis; — dies mag der

Grund sein, warum es einem Menschen von gewöhnlichen Geistesgaben so schwer, oft unmöglich wird, dieser Gewohnheit zu entsagen. Allein man findet Trunksucht so häufig bei talentvollen Männern. Es mag wohl sein, daß Talent nicht immer mit Willensstärke vereinigt ist, allein hier mag noch eine andere Ursache zum Grunde liegen. Der talentvolle Mann bedarf der Aufregungen, denn nur die Aufregung ist schöpferisch. Jeder Aufregung folgt eine Abspannung, und diese ist peinlich, wenigstens unangenehm. Sie zu heben, ist Trinken ein gutes Mittel, und das mag wohl so Manchen zur Flasche führen, bis die Gewohnheit übermächtig wird.

Genug, so war der Mann beschaffen, mit dem ich meine Kunstreise antreten wollte. Er hatte nichts, ich hatte nichts. Um die Kosten meines sechswöchentlichen Nichtsthuns aufzubringen, mußte ich meinen Mantel versehen — ich habe ihn nicht wiedergesehen. Mit den nöthigsten Kleidungsstücken versehen, die wir in Tornistern auf dem Rücken trugen, mit wenigen Thalern in der Tasche wanderten wir vergnügt in die schöne Welt hinaus — frischen Muth, ein fröhliches Herz und ein paar ganze Sohlen unter den Schuhen — stand uns nicht die ganze Welt offen? Wir wollten Concerte geben und dachten viel Geld zu verdienen, um herrlich und in Freuden reisen zu können. Doch ist es damit eine eigne Sache. Wenn die Concertgeber mit vier Pferden Extrapost kommen und zwei Thaler Eintrittsgeld nehmen, machen sie gute Geschäfte; kommen sie aber zu Fuß, so werden sie vom Publicum so über die Achseln angesehen, wie auf der Landstraße von den Gastwirthen. Das ist einmal so und mag wohl natürlich sein. Die Menschen sehen nur das Aeußere und schließen von dem auf das Innere. Wenn jenes wenig verspricht, wer mag sich die Mühe geben, letzteres kennen zu wollen?

Wir kamen nach zwei Tagereisen in Erlenwalde an, einem hübschen, ziemlich bedeutenden Städtchen, wo wir etwa sechs Monate vorher mit der Gesellschaft gewesen und bekannt waren. Hier hofften wir eine gute Abendunterhaltung zu veranstalten. Wir thaten das Unfrige, kündigten allerhand hübsche Sachen an, abwechselnd Lieder mit Vorträgen von Gedichten u. s. w., und sammelten Unterschriften. Mit Letztern wollte es nicht recht fort, ich glaube, mit Mühe und Noth brachten wir dreizehn zusammen. Doch wir hofften das Beste. Der Abend des Concertes kam heran — wir warteten und warteten — auch nicht Eine Seele fand sich ein, unser erster Versuch war vollständig mißglückt. Die wenigen Thaler, die wir hatten, reichten nicht hin,

unsern mehrtägigen Aufenthalt zu bezahlen; um eine Stadt zu erreichen, in der sich etwas hoffen ließ, mußten wir wenigstens drei Tagereisen machen; es blieb uns also nichts übrig, als einen unserer Tornister mit der Post nach Ulmhain — denn das war jene Stadt — vorauszuschicken und darauf Postvorschuß zu nehmen. Wir trösteten uns jedoch, daß wir so desto leichter gingen und wanderten frohen Muthes weiter. Es war eine fröhliche Wanderung. Die Sonne schien so heiter, das erste Grün begann zu knospen und wir hatten frischen Muth in der Brust. Doch als der Abend herankam und wir unsere Baarschaft überzählten, fanden wir noch fünf Silbergroschen. Das reichte nicht hin, um ein Nachtlager zu bezahlen. Wir schauten uns um; seitwärts vom Wege stand ein einladendes Wäldchen — rasch entschlossen wanderten wir da hinein, machten uns von Laub ein Lager zurecht, deckten uns mit Laub zu und schiefen unter Gottes freiem Himmel sehr gut. Mit dem frischen Morgen brachen wir auf und zogen weiter, bis wir am Abend an ein Städtchen kamen. Daß unsere fünf Groschen den Tag über drauf gegangen waren, können Sie sich denken, jetzt waren wir müde und hungrig. Noch eine Nacht im Freien? Wir hatten dazu keine Lust und gingen frisch in des Städtchens einzigen, folglich besten Gasthof, ließen uns aufstischen, aßen und tranken nach Herzenslust und überlegten nun, wovon bezahlen. Die Post war unser letztes Rettungsmittel. Sie übernahm es, den letzten Tornister nach Ulmhain zu besorgen und leistete uns einen Vorschuß von wenigen Thalern. Und es ward Morgen und wieder Abend und wir waren wieder einen Tag lang gewandert durch Wälder und Felder, durch Haide und Moor, aber Ulmhain erreichten wir wieder nicht. Wir trösteten uns mit den Juden, die vierzig Jahre nach Palästina gewandert waren und nicht gemurrt hatten; wir schiefen im Gasthose und bezahlten unsern letzten Pfennig für das Nachtlager. Noch hatten wir fünf Stunden Wegs bis Ulmhain. Mit hungrigem Magen machten wir uns auf die Socken. Doch gleich zu Anfange trafen wir auf eine Brücke, wo wir Brückenzoll zahlen sollten. Brückenzoll? Wir besaßen keinen rothen Heller und mußten den härbeißigen Einnehmer so lange bitten, bis er uns unverzollt durchließ. Der letzte Weg ward uns sauer. Die Sonne brannte heiß auf der schattenlosen Heerstraße, durch einen dreitägigen Marsch waren wir ermüdet und kein Frühstück hatte uns gestärkt. Wir hielten bei jedem Brunnen an und suchten unsern knurrenden Magen durch Wasser zu besänftigen; wenn aber auch Wasser neuerdings gegen Sicht und Schnupfen, gegen Schwindsucht und alle mög-

lichen Leiden hilft, gegen Hunger und Ermüdung hilft es nichts. Endlich sahen wir den langen, spitzen Thurm von Ulmhain — aber noch zwei lange, endlose Stunden mußten wir gehen, ehe wir das Thor erreichten. Es war Sonntag Nachmittags, die Spaziergänger strömten uns aus dem Thore entgegen, überall frohe, fröhliche Menschen, die auszogen, sich zu freuen, und wir schlichen langsam in die Stadt, ermüdet, unbekannt, von Niemandem willkommen geheißen, auch unsere gute Laune war gebrochen. Das war ein trauriger Sonntag Nachmittag. Wir wandten uns am andern Tage wegen einer Abendunterhaltung an die Leute, die dem Publicum in solchen Fällen gewöhnlich zu Führern dienen, und deren man in jeder Stadt findet — sie rathen uns alle ab, etwas zu versuchen. Vielleicht wäre es doch gegangen, allein unser erster mißglückter Versuch hatte uns etwas muthlos gemacht, zudem war Zebra nicht der Mann, der etwas durchsetzte, kurz, wir gaben es auf. Wir konnten jedoch unsere Reise nicht fortsetzen, ohne etwas zu verdienen. Zum Glück für uns befand sich zwei Stunden von Ulmhain in einem kleinen Städtchen eine kleine Gesellschaft, die uns mit Vergnügen als Gäste begrüßte und wo wir auch einige Thaler verdienten. Der Schauspieldirector hieß Hengst und war ein närrischer Kauz. Ohne alles innere Talent zum Theater besaß er doch eine glühende Leidenschaft für das Komödienspielen. Die eigentliche Kunst setzte er darein, immer anders wie vernünftige Menschen zu sprechen. Er ging in seiner Rede und seinem Wesen immer auf Stelzen, sprach die einfachsten Dinge mit großem Aufwande von Ton und Geberden und bei rührenden Stellen begann er ein förmliches Heulen. Sie werden übrigens die Bemerkung öfter machen, daß völlig talentlose Schauspieler in der Unnatur die Kunst suchen. Ob dies ein Ueberbleibsel jener alten Zeit des deutschen Theaters ist, wo die sogenannten Haupt- und Staatsactionen gäng und gebe waren, oder ob dies eine Eigenschaft der Talentlosigkeit überhaupt ist, die sich immer wiederholt, mag ich nicht entscheiden. Doch möchte ich indeß das Letzte glauben, denn Sie finden diesen für Kunst ausgegebenen Schwulst auch in andern Künsten wieder, z. B. in der Dichtkunst. Neben der Wuth, immer gerührt oder zornig oder erhaben zu spielen, hatte Hengst noch die — Stücke zu schreiben. Namentlich liebte er es, Fortsetzungen zu andern Stücken zu liefern. So hatte er eine Fortsetzung von Rabale und Liebe gemacht, in welcher der Prozeß Wurm's und des Präsidenten verhandelt wurde und die beiden Bösewichter in scheußlichster Gestalt dastanden. Auch eine Fortsetzung von den Räubern besaß er, in wel-

Her Karl Moor sich selbst vor Gericht stellt, wobei ein edler Fürst unerkannt mit zu Gericht sitzt und den großen Räuber zuletzt für eine edle, verkannte Tugend erklärt und ihn zu hohen Ehren bringt. Am Meisten aber hielt er auf eine Fortsetzung der Kreuzfahrer von Kosebue, die er auch aller Orten zur Aufführung brachte. In dieser kam Alles um. Ritter Balduin von Eichenhorst und seine Emma wurden bei der Rückkehr von Räubern erschlagen und der treue Walter und Konrad gingen wieder nach dem gelobten Lande, um als fromme Einsiedler ihr Leben zu beschließen und das schwergeprüfte Liebespaar zu beweinen. Dabei trafen sie den alten Emir der Seldschuken, der auf dem Grabe seiner Tochter Fatime, die vor Liebeskummer gestorben war, rührende Klagetöne von sich gab. Wir führten das Stück auf. Hengst spielte den alten Emir. Die Scene war das Grab Fatimen's. Langsamem Schrittes tritt Hengst auf, das Gesicht verhüllt mit den Händen. Er bleibt stehen, nimmt die Hände vom Gesicht, wirft einen bangen, schmerzlichen Blick nach oben, dann einen nach unten auf das Grab Fatimen's, sein Gesicht verzieht sich zum Weinen, er verhüllt es wieder mit den Händen. Große Pause. Drei Schritte vor. Mit winselnder Stimme spricht er dann zu zwei mit ihm gekommenen Seldschuken: „Laßt mich allein.“ Die Kerle gehen. Er sieht ihnen lange nach und spricht salbungsvoll: „Vaterschmerz verträgt keine Zeugen.“ Dann wendet er sich gegen das Grab, seufzt dreimal und spricht: „Seit fünf Jahren komme ich täglich hierher und täglich leere ich auf's Neue den Kelch des Schmerzes.“ Große Pause. Er macht das just wie Jemand, der eine versiegelte Flasche mühsam entpfropft und dann trinken will — umständlich kam er nach und nach auf den Punkt, wo er in Schmerz ausbrechen wollte. Jetzt trat er dicht an das Grab, wischte eine Thräne aus dem Auge, warf sich mit aller Gewalt über den Hügel und rief mit heulender Donnerstimme: „Fatime, Fatime, hast du mich auf ewig verlassen!?“ In diesem Augenblick ließ ein Kater auf dem Boden ein zärtliches Miau erschallen. Den Kopf halb abgewandt, rief er „Pst“ in die Coullisse, und damit kein Wort seiner Dichtung verloren gehe, begann er von neuem nach gehöriger Vorbereitung: „Fatime, Fatime, hast du mich auf ewig verlassen!?“ „Miau“ war die Antwort von oben. Jetzt ward er böse — halbunterdrückt rief er in die Coullisse: „Schaff den verfluchten Kater fort!“ — und begann zum dritten Male seine schmerzlichen Vorbereitungen und rief zum dritten Male: „Fatime, Fatime hast du mich auf ewig verlassen!?“ Da erhob sich ein Poltern auf dem Boden; Dienstoffertige wollten den Kater verjagen und das

Thier stürzte herunter, dicht vor das Grab hin, sah sich einen Augenblick erschrocken um und lief dann an einer Couliſſe in die Höhe. Das war zu viel! Hengst verlor die Geduld, riß seinen krummen Säbel aus der Scheide und ging auf den Rater los, der überall Menschen sehend an der Couliſſe hängen blieb und ihn nach Katzenart anſtetschte. Erschrocken sprang der tapfere Emir zurück und hier ließen wir den Vorhang unter schallendem Gelächter des Publicums fallen.

Lange hielt ich es in diesen engen Verhältnissen nicht aus und entschloß mich bald zur Weiterreise. Zebra jedoch hatte alle Spannkraft bereits verloren, er verband sich bei Hengst zum Decorationsmaler, nach Art aller schwachen Menschen, die eine Hülfe, eine Verbesserung ihrer Lage immer von außen her erwarten und ihre eignen Kräfte nicht anstrengen wollen, die, wenn sie einmal einen Aufschwung zu eigner Thätigkeit genommen haben, gleich ermattet wieder zurücksinken und nun zur Belohnung dieses Aufschwunges um so eher äußere Einwirkungen begehren und über die Undankbarkeit der Menschen und die Erbärmlichkeit der Welt bitter murren, wenn sie nach wie vor in ihrer schlechten Lage bleiben, die sie doch selbst verbessern könnten, wenn sie Muth und Thätigkeit entfalten wollten.

Nachdem ich nun meinen Körper, meinen frischen Muth und meinen Beutel etwas gestärkt hatte — der letztere war freilich immer noch sehr schwach — wanderte ich weiter. In Birkenhain ward eben ein neues Stadttheater auf Actien eingerichtet, allein ich fand daselbst kein Unterkommen und wurde von einem berühmten Manne, der an der Spitze stand, ziemlich kurz und barsch abgewiesen. Der Abend überraschte mich bei einem kleinen Dorfe. Ich beschloß da zu übernachten und traf bei meinem Eintritt in das Wirthshaus meinen Unglückskameraden Gaul aus Schlehdorf, an einem Tische sitzend, auf welchem eine Masse bunter Lappen umherlagen. Er freute sich sehr, mich zu sehen, und erzählte mir, seine Frau habe ein Unterkommen bei einer kleinen Gesellschaft gefunden, wo sie souffliren müsse. Er habe sie da gelassen sammt den Kindern und sie müsse sehen, wie sie sich durchbringe. Er sei nun auf der Reise, um ein Unterkommen zu suchen. Ich fragte ihn, was er mit den Lappen mache. Er seufzte etwas und sagte: „Am sechsten Abend meiner Wanderschaft kam ich hier an, ermüdet, mit wunden Füßen, ohne einen Pfennig Geld, also gänzlich außer Stande, meine Wanderung fortzusetzen und dringend einiger Tage Ruhe bedürftig. Sie werden gesehen haben, daß das Dorf ziemlich groß und wohlhabend ist, ich beschloß also, die Bauern etwas zu brand-

schagen. Da nun mit Musik und Declamiren bei den Leuten nichts auszurichten ist, so fiel ich auf ein Puppentheater. Der Wirth, ein spaßhafter Mann, fand meinen Gedanken vortrefflich und erlaubte mir, in der an die Wirthsstube stoßenden Kammer meine Bühne aufzuschlagen. Ich begab mich rüstig an's Werk. Mit Kreide, Kienruß und Bolus — andere Farben sind im Dorfe nicht aufzutreiben, schmierte ich mir einige Decorationen zusammen, aus alten Latten nagelte ich eine Bühne zurecht. Die Thür der Kammer sollte den Vorhang vertreten, das Wirthszimmer die Zuschauer fassen. Die Bauern waren ganz begeistert für die Puppenkomödie und ich gab mich nun daran, die Puppen zu machen. Ich nahm zu ihnen weiße Rüben, die sich am leichtesten schneiden lassen, schnitzte schöne, mit weiß, roth und schwarz angestrichene Gesichter und die Buben des Wirths schleppten mir Lappen zu Kleidern aus dem ganzen Dorfe zusammen. In drei Tagen hatte ich Alles fertig, heute Abend sollte die Sache vor sich gehen. Nachdem Alles in Ordnung war, setzte ich mich an die Thür der Wirthsstube und erhob von jedem Bauer einen Silbergrofschen. Bald war die Stube voll und ich gehe frohen Muthes hinter in die Kammer, um anzufangen. Denken Sie sich meinen Schrecken, ich finde die Kammerthür offen, finde die Schweine in der Kammer und die Bestien haben alle meine Puppen aufgefressen. Die Bauern murrten gewaltig über ihre getäuschte Hoffnung, mußten sich aber mit dem Versprechen zufrieden geben, daß die Komödie übermorgen Abend stattfinden solle. Da sitze ich nun wie der große Mann auf den Ruinen von Karthago — hier sind die zerfetzten Reste meiner Künstlergesellschaft." Ich mußte über das Abenteuer lachen und tröstete den armen Gaul so gut ich konnte. Er lud mich ein, bei ihm zu bleiben und an seinem Unternehmen Theil zu nehmen, wovon er sich noch immer goldene Berge versprach, allein das lag zu sehr außer meinem Zwecke und ich machte ihm begreiflich, daß, wenn Zwei theilen sollten, der Gewinn zu unbedeutend sein würde. So reiste ich am andern Tage ab. Wie Gaul mit seinem Puppenspiel zurecht gekommen ist, weiß ich nicht, doch las ich bald darauf, er sei an einem der ersten deutschen Stadttheater für ein erstes Fach mit bedeutendem Gehalte angestellt und Liebling des Publicums.

In Ellerhausen ward mir eine Anstellung angeboten, doch sollte ich im Chor eintreten. Das erachtete ich für einen Rückschritt. Zwar war ich jetzt das Reisen müde, ich hatte bereits fünfzig Meilen zu Fuße gemacht und bedurfte in jeder Beziehung der Ruhe. Ich schwankte

schon, ob ich das Anerbieten annehmen sollte, da fiel mir eine Anzeige in einer Zeitung in die Hand, zufolge welcher in Espenwalde Schauspieler gesucht wurden. Das schien mir ein Wink des Schicksals — ich richtete meinen Marsch nach Espenwalde. Ach, ich wußte nicht, wohin ich ging. Dieser Ort lag noch zwei und eine halbe Tagereise — für einen Fußgänger — von Ellerhausen — und mitten in einem öden Gebirge, in einer der unwirthbarsten Gegenden Deutschlands. Am dritten Tage kam ich in die Berge. Von Straßen war da keine Rede, bergauf, bergab zog sich über kahle Berge ein breiter Weg, wenn man das einen Weg nennen kann, wo in der Breite einer Viertelstunde Radspuren zweirädriger Karren eine Richtung andeuten. Ich ging vier Stunden, ohne einen Menschen, ohne ein Haus zu sehen, selbst Thiere kamen mir nicht zu Gesicht. Mich überfiel eine förmliche Bangigkeit. Allein in der gräßlichen Dede, von dem Bergsteigen ermüdet, von der drückenden Sonnenhitze erschöpft, verlor ich allen Muth; hundert Meilen von der Heimath entfernt, im Umkreise von vielen Stunden keinen Menschen wissend, der mich kannte, dabei ohne alle Mittel, kam ich mir so unglücklich vor, mein Gemüth war so niedergedrückt, daß ich nichts mehr hoffte. Plötzlich erblickte ich, auf dem Gipfel eines Berges angekommen, eine Pappelreihe, ein Chauffeehaus — und der Anblick dieser ersten Spur von Cultur wirkte in meiner niedergedrückten Stimmung so mächtig, daß mir die Thränen aus den Augen stürzten. Mir war, als ließe ich nach harter Lebensfahrt in den Hafen der bergenden Heimath ein. — Ich kam nach Espenwalde und spielte schon am andern Abend meine Antrittsrolle. Dieses Städtchen lag fern von allem Verkehr und aller Verührung mit der Welt. Meine Wohnung war sehr billig — sie kostete einen Thaler monatlich — bot mir aber nichts, als einen mit Laub gefüllten Bettsack mit baumwollner Decke, einen hölzernen Tisch und Stuhl. Die Cultur war so weit zurück, daß die gewöhnliche Bequemlichkeit wohnlicher Gemächer in Espenwalde zu den Luxusartikeln gehörte. Und doch hatten wir einen der schönsten Säle zur Bühne. In einer großen, gewaltigen Abtei — ein deutscher Kaiser hatte sich einst darein zurückgezogen — war uns das Refectorium eingeräumt worden, ein Saal von so großer Ausdehnung, daß man wohl sehen konnte, die alten Mönche predigten gern von Entsagung, übten sie aber selbst nicht. Die Gesellschaft bestand aus kaum acht Personen und war jämmerlich — und doch habe ich da sechs nicht unangenehme Wochen verlebt. Die Umgegend war herrlich und bot die prachtwollsten Spaziergänge — Zeit hatten wir

genug, diese zu besuchen. — Von Fortschritten in der Kunst konnte nun allerdings die Rede nicht sein, denn das Theater ward ziemlich handwerksmäßig betrieben. Die Schauspieler, mit denen ich zusammen war, gehörten eben nicht zu den vorzüglichern unsers Standes. Leute ohne alle geistige und sittliche Bildung, ohne eine Spur von Talent oder Verständniß Dessen, was sie thaten oder wollten. Nur ein junger Mann, Namens Hirsch, machte eine Ausnahme. Er spielte Liebhaber und Naturburschen und bekleidete nebenbei das Amt eines Musikdirectors, wenn wir uns einmal zu einem Liederspiel oder einem Baudeville verstiegen. Hirsch war ein seltsamer Mensch, der die Lücken seiner Bildung durch fleißiges Lesen auszufüllen suchte, denn seine ganze Erziehung hatte sich darauf beschränkt, ihn Musik lehren zu lassen. Sie werden das meistens bei den Schauspielern finden, daß sie für ihre Kinder musikalische Kenntnisse nicht nur für das Wesentlichste, sondern auch einzig Nothwendige halten. Sie sehen ja täglich, wie die Sänger so viel besser bezahlt werden, als die Schauspieler, und den Meisten ist ein guter Sängergehalt der Gipfelpunkt der Wünsche, die sie für ihre Sproßlinge hegen. Hirsch hätte eine sehr gute Erziehung erhalten können, denn seine Aeltern waren in den glänzendsten Verhältnissen gewesen. Sein Vater hatte in der günstigsten Zeit der gewaltigen, jahrelang dauernden Truppenbewegungen im Anfang dieses Jahrhunderts in den ersten Städten Hollands und Belgiens ein deutsches Theater geführt und sehr viel Geld verdient, so daß er mit vier Pferden zu fahren pflegte. Allein zusammenzuhalten mochte er nicht verstanden haben. In der nach dem Frieden folgenden Zeit, wo die Theater überall schlechte Geschäfte machten, hatte er nach und nach Alles wieder eingebüßt, so daß er in seinem Alter ebenso arm wie vordem reich war. Er starb übrigens einen merkwürdigen Tod. Bei einem Volksaufstand, wo es zu blutigem Kampfe mit den Truppen kam, ging der alte Mann, ohne Ahnung, was geschah, vielleicht auch auf der Straße von dem Lärm überrascht, in der Absicht, seine Wohnung zu erreichen, um eine Straßenecke, als eben die Truppen Feuer gaben. Eine wohlthätige Kugel machte seinem Leben augenblicklich ein Ende. Er war das einzige Opfer, das der Tod in diesem Auf-
ruhr erheischte — und starb mitten in einer großen Volksscene, deren ähnliche er so oft auf der Bühne zur Darstellung eingerichtet haben mochte. Seinem Sohne war von seinem glänzenden, wechselvollen Leben nichts übrig geblieben, als die Erinnerung, die er auch sorgsam pflegte. Ohne Gaben, Großes zu erreichen, ohne Fähigkeit, in das

bürgerliche Leben einzutreten, war er verdammt, sein Leben lang in den erbärmlichen Verhältnissen kleiner Bühnen zuzubringen, ein Loos, das viele, wenn nicht die meisten Kinder von Schauspielern trifft. Selten haben Schauspieler, wenn sie nicht Jahre lang an einem Orte bleiben, Gelegenheit, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Der öftere Wechsel des Aufenthalts reißt die Kinder immer wieder aus ihrer Schullaufbahn heraus, sie müssen fast überall von vorn anfangen. Dabei vermeiden es die meisten Schauspieler nicht, ihre Kinder das Theater besuchen zu lassen und das wirkt nachtheilig auf dieselben ein. Denn die bunten, wechselvollen Bilder, welche die Bühne zeigt, beschäftigt vorzugsweise die Einbildungskraft der Kinder, regt diese mehr an, als die andern geistigen Fähigkeiten und bringt letztere natürlich in eine Unterordnung. Diese Kinder kennen daher von Jugend auf auch keinen andern Lebenszweck, als selbst Schauspieler zu werden, es fällt ihnen meistens nicht ein, etwas Anderes zu ergreifen und, begabt oder nicht, widmen sie sich der Bühne. Dazu kommt, daß sie von Jugend auf den Schimpfnamen Komödiant hören müssen — denn das Vorurtheil der Welt, das sich bei Erwachsenen aus Höflichkeit oft nicht äußert, spricht sich bei Kindern unverhohlen aus — und Sie mögen jedes Schauspielerkind fragen, ob es nicht von seinen Schulkameraden fortwährend mit jenem Spitznamen genannt worden ist. Dies Alles zusammengenommen scheidet die Schauspielerkinder gewissermaßen vom bürgerlichen Leben, erweckt eine Abneigung gegen dasselbe, macht sie unfähig, dasselbe lieb zu gewinnen oder darein einzutreten, und so werden Sie leicht die eigenthümliche Richtung, die eigenthümlichen Grundsätze vieler Schauspieler sich erklären können, die im Leben selbst eine gewisse Vereinzelnung einnehmen, aus der sie weder heraustreten können noch wollen, und in die sie von dem Vorurtheile der Welt immer wieder zurückgewiesen werden.

Hirsch war der Einzige, dessen Umgang mir behagte; er war ein guter sittlicher Mensch, und seine Lernbegierde gab uns viel Gelegenheit zu gegenseitigem Austausch. Ich war einst mit ihm spazieren gegangen, als uns ein Mensch mit blauem Kittel und zugleich zerrissenem Schuhwerk begegnete, der uns nach dem Theater in Espenwalde fragte. Seine reine deutsche Aussprache fiel uns auf, da wir gewohnt waren, überall nur die Mundart des Landes zu hören; er hatte einen schönen Kopf, mit hervorstechend edler Nase und langes, ihn gut kleidendes Haar — seine Frage nach dem Theater machte uns noch mehr flüchtig — da schoß es wie ein Blitz durch meine Seele, — Panther

stand vor mir. Wir sagten ihm Bescheid und eilten weiter. Ich hatte Panther früher gekannt, er war einer der talentvollsten Schauspieler, die ich je gesehen hatte. Sein Name tönte noch in meinen Jugenderinnerungen. Ich entsann mich seiner Gastspiele, die das Publicum meiner Vaterstadt zu lauter Begeisterung hinrissen — sein Name zählte unter den berühmtesten der deutschen Schauspieler. Und in diesem Aufzuge? Er war früher bei den ersten Bühnen Deutschlands mit einem Gehalte angestellt, wie er nur den Ausgezeichnetsten bewilligt wird, er war an vielen Orten der gefeierte Liebling des Publicums gewesen, der Fürst von *** hatte mehrmals seine bedeutenden Schulden bezahlt, um ihn seiner Bühne zu erhalten — und dieser Mann in diesem Aufzuge? Ich entsann mich seiner immer mehr, mir fielen die Erzählungen ein, die ich über ihn gehört. Von jeher hatte er eine tolle Verschwendung geübt, und namentlich die Freuden der Tafel und das Spiel hatten seine Vermögensumstände zerrüttet. Oft war ihm von außen Hülfe angeboten und geleistet worden — aber immer vergeblich. Seine immer steigende Genußsucht hatte seine besten Freunde gezwungen, ihn fallen zu lassen und den Mann, der früher in fürstlichen Kreisen ein willkommener Gast gewesen war, trafen wir jetzt auf der Landstraße, in der Gestalt eines Bettlers. Ein so bedeutendes Talent, ein so reich begabter Mensch ohne allen sittlichen Halt, ohne allen Charakter! Welch ein Räthsel. Ein Mensch, der das Schöne und Edle so trefflich darzustellen vermochte, mußte er nicht auch von ihm ergriffen sein, mußte er es nicht in seinem Innersten fühlen? Und doch konnte er es nicht zur Ausführung bringen?

Als wir zurückkehrten, erhielten wir die Nachricht, Panther werde morgen spielen und zwar den Trappalbino in Goldoni's altem Lustspiele: „Der Diener zweier Herren.“ Wir waren sehr gespannt. Der andere Morgen, mit ihm die Probe, kam heran. Panther erschien in geliebten Kleidern, aber sein ganzes Wesen, seine Art und Weise, sich zu benehmen, machte einen großen Eindruck — man sah in ihm den Mann, der in den besten Kreisen gelebt hatte; er besaß noch jene Feinheit, jene Würde, die einen vornehmen Mann bezeichnen. Er spielte in der Probe meisterhaft — ach, ich hatte lange eine solche Darstellung nicht gesehen. Diese Beweglichkeit, diese verschmitzte Dummheit, diese Schelmerei, die er in die Rolle legte, die Gewandtheit, die plumpe Grazie, das Mienenspiel, mit dem er Alles darstellte, war unübertrefflich. Ich gewann den Mann förmlich lieb. Die Probe war zu Ende, er fing mit uns ein Gespräch an, wir traten auf sein Begehren in ein

Wirthshaus — er forderte Rum. Ich erschraf, denn ich hatte bemerkt, daß er schon vor der Probe etwas getrunken haben mußte. Doch wir konnten ihn nicht hindern. Wie änderte sich der Mann nach dem ersten Glase! Er stieß einen tiefen Athemzug aus, wie ein von schweren Träumen Erwachter, und begann uns seine letzten Fahrten zu erzählen. Während der Erzählung trank er immer mehr und immer mehr kam eine bodenlose Gemeinheit zum Vorschein. Er war überall mit seinen Bitten um Gastspiel und Anstellung abgewiesen worden — wir konnten uns jetzt wohl erklären, aus welchen Gründen — und ergoß sich nun in den lebhaftesten Schimpfreden über die Directionen, über die Jämmerlichkeit der Welt, die einen Mann von seinen Verdiensten nicht zu würdigen wisse. In buntem Gemisch kamen Bruchstücke aus seinem Leben zum Vorschein, die Namen der berühmtesten Männer, der hochgestellten Personen waren ihm geläufig. — Er hatte ein reiches Leben genossen und war jetzt so tief gesunken, daß er erbittert nach der Höhe zurückblickte, auf der er einst gestanden, von der er doch durch eigne Schuld gestürzt war. Allein diese Einsicht war bei ihm nicht zum Durchbruch gekommen. Er glaubte sich gemißhandelt, glaubte unverschuldetes Elend zu tragen — und diese Mischung von Stolz und Anmaßung, die sich in den gemeinsten Ausdrücken aussprach, machte einen widerlichen Eindruck. Endlich fing er an, Joten zu erzählen; wir versuchten, ihn zum Fortgehen zu bewegen, es war unmöglich. Unser Zureden erwiderte er mit Schimpfen, er war zuletzt gänzlich betrunken, legte den Kopf auf den Tisch und schlief ein. Wir mußten ihn da lassen. Zwei Stunden vor Anfang des Theaters ging ich wieder in das Wirthshaus. Er war eben erwacht und saß mit stierem Blicke am Tische. Das große, schöne Auge war matt und trübe, die Gesichtszüge schlaff, sein ganzes Aussehen matt. Ich wollte ihm Kaffee bringen lassen, er aber schlug das aus, meinte, ihm sei unwohl von der langen Fußreise und bat um ein Glas Rum. Ich stellte ihm vor, daß dies seinen Zustand verschlimmern müsse und bat ihn, jetzt nichts zu trinken. Er sah mich mit ungewissem Blick an und sagte: „Wenn Sie meinen — der Rum ist ohnehin schlecht.“ Ich forderte ihn auf, mit mir zu gehen, er erhob sich schwerfällig und folgte mir ohne Widerspruch. Ich meinte ihm einen Dienst zu leisten, wenn ich ihn in die frische Luft führte und wir gingen nach dem Walde zu, doch klagte er bald über Müdigkeit, setzte sich nieder und lehnte sich mit dem Rücken an einen Baumstamm. Ich setzte mich zu ihm, sprach mit ihm, doch er schlief wieder ein. Nach

einer halben Stunde weckte ich ihn und rief ihm zu, es sei Zeit in das Theater zu gehen. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen fuhr er bei diesem Worte auf, rief: „Ja, ja — kommen Sie.“ und eilte mir voran. Doch bald ward sein Schritt langsamer, er schleppte sich nur mit Mühe fort. Vor dem Thore stand ein Wirthshaus. Er blieb stehen und sagte leise, mit niedergeschlagenen Augen: „nur einen Schnaps.“ Mir ward klar, daß er ohne etwas zu trinken keine Spannkraft habe — ich willfahrte ihm. Mit dem Trunke kehrten seine Lebensgeister zurück, er ward höflich, gesprächig, ein anderer Mensch. Wir kamen in das Theater. Mit der höchsten Sorgfalt zog er sich an und schminkte sich. Als das Stück beginnen sollte, meinte ich, in seinem Auge wieder einen stieren Glanz zu erblicken. Der Vorhang hob sich, er spielte ausgezeichnet, doch bemerkte ich hier und da Pausen, die mir auffielen, es war, als müsse er sich besinnen. Im Zwischenacte endlich sah ich, wie er verstohlen aus einer Flasche trank, die er zwischen seinen Kleidern versteckt hatte. Wahrscheinlich hatte er irgend einen Dienstherrn gefunden, der ihm Schnaps geholt hatte. Schon wankte er, und in der Mitte des zweiten Aufzugs war er so betrunken, daß er nicht weiter spielen konnte. Da ward mir klar: „hier war keine Rettung mehr.“ Er konnte eben so wenig ohne zu trinken leben, als er im Trinken Maß zu halten vermochte. Von einem fernern Auftreten konnte natürlich nicht die Rede sein. Er wanderte so armselig fort, als er zu uns gekommen war, wahrscheinlich andernwärts erzählend, wie schlecht er bei uns behandelt worden. Nach einem halben Jahre las ich, daß er, als Landstreicher von der Gensd'armie aufgegriffen, in einem öffentlichen Krankenhause gestorben sei. So endete ein Mann, der, mit den herrlichsten Talenten begabt, eine der schönsten Stellungen in der menschlichen Gesellschaft eingenommen hatte, in dem jämmerlichen Elend der Gemeinheit. Nie habe ich die dämonische Macht des Lasters in der Art gesehen, wie bei Panther. Er war ihr unrettbar verfallen. Denn Körper und Geist waren bei ihm so abgestumpft, daß sie in der That nicht lebten, wenn der Geist des Branntweins ihre Kraft nicht ansachte, und war dieser erst zu seinem Rechte gelangt, so besaß der Aermste keine Willenskraft mehr, seinen Lockungen zu widerstehen, bis der elende Körper eben so unfähig war, das Uebermaß zu ertragen, wie vorher den Mangel. In dem Zustande seiner letzten Lebensjahre, also für sein gänzlich Verfinken war Panther nicht mehr zurechnungsfähig, aber von der Schuld, überhaupt dahin gekommen zu sein, kann ihn Niemand freisprechen. Oder

sollte Mangel an Charakterfestigkeit die Zurechnungsfähigkeit überhaupt aufheben? Auch Panther war ein Schauspielerkind — auch bei ihm fand vielleicht jenes Mißverhältniß der Ausbildung und Erziehung statt, welches ich vorhin erwähnte. Auch Zebra, mit dem ich meine Reise angetreten hatte, ging diesem Schicksal entgegen — der Unterschied zwischen ihm und Panther bestand nur darin, daß Letzterer genialer war, daß Ersterer dagegen bei nüchternem Muthe sein Verderben vor Augen sah und oft bittere, verzweiflungsvolle Thränen weinte, weil er selbst die Kraft in sich nicht fühlte, den Lockungen des Trunkens zu widerstehen, gleich wie ein armer Vogel nicht die Kraft hat, dem glühenden Blick der Schlange auszuweichen und zuletzt rettungslos in ihren Rachen fällt. Und auch Zebra war ein Schauspielerkind. Möchten doch alle Schauspieler das bedenken und ihre Kinder vor häufigem Besuch des Theaters fern halten, bis der reifer gewordene Geist in späterem Alter im Stande ist, die blendenden Eindrücke auf die Einbildungskraft zu verarbeiten und in's Gleichgewicht zu bringen. Neben diesen zwei Beispielen eines gänzlichen Versinkens in das Elend sind mir noch mehrere aufgestoßen. Ich kannte eine Frau, die einst als tüchtige Sängerin geglänzt hatte und so weit heruntergekommen war, daß sie ihre eigne Tochter verkuppelte, um Brod — und Branntwein zu haben.

Und noch voriges Jahr kam ein Mann nach Ulmhain, den ich auch auf einer hohen Stufe der Künstlerlaufbahn gesehen hatte und der als Bettler förmlich auftrat, eine Gabe zur Weiterreise heischend. Er hatte keine vorherrschende Leidenschaft, allein eine bodenlose Anmaßung, ein grenzenloser Dünkel hatten ihn überall unerträglich gemacht. So lange er noch jung und kräftig war und seine Leistungen das Publicum hinrissen, ertrug man diese Anmaßung — sobald er aber nicht mehr einen ersten Rang unter den Künstlern einnahm, wandte man ihm den Rücken — und er kam als Bettler in die Städte, deren Publicum ihm sonst Kränze geworfen hatte. Sein Geschick erscheint mir vor allen das verdiensteste, denn einer Leidenschaft unterliegen ist am Ende ein Besiegtwerden von einer dämonischen Gewalt, während dünnelhafte Anmaßung nicht Charakterschwäche, sondern Charakterfehler ist.

Bei der Esphenwalder Gesellschaft zu bleiben, konnte mir nicht einfallen und als ich mich etwas erholt hatte, setzte ich meine Reise fort. Ich wandte mich seitwärts, wo noch einige große Städte lagen. In Eschendorf war ein Theater, man sagte mir, ein fürstliches.

Eschendorf lag mir im Wege — ich ging hin und fand eine Anstellung. Allein das fürstliche Theater war im Grunde nichts mehr als eine untergeordnete, reisende Gesellschaft. Der Fürst von Eschendorf, ehemals reichsunmittelbar, jetzt mediatisirt, besaß eine ungemeine Liebe für das Theater, allein nicht Vermögen genug, um ganz aus eignen Mitteln eine Gesellschaft zu erhalten; Eschendorf aber war ein ganz kleines Städtchen, wo das Publicum auch nichts für ein Theater thun konnte. Um nun doch seine Neigung in etwas befriedigen zu können, hatte der Fürst in seinem Schlosse ein allerliebstes Theaterchen bauen lassen und ließ alljährlich eine reisende Gesellschaft dahin kommen, die dort einige Monate spielen mußte, wobei er freilich die Kosten beinahe allein bestritt. Deshalb konnte er auch immer nur eine kleine Gesellschaft kommen lassen, weil ihm eine größere zu theuer geworden wäre, und die Kunst in Eschendorf erhob sich selten bis, nie über die Mittelmäßigkeit. Der Fürst war ein freundlicher, zuthunlicher Mann, der sich immer auf dem Theater herumtrieb, die Decorationen ordnete, selbst den Roß abwarf und arbeiten half und seine Freude an allen den kleinen Anordnungen hatte, die zur Aufführung eines Stückes gehören. Daß die Versenkungen gut gingen, daß die Donnermaschine gut polterte, daß alle Verwandlungen, daß die Garderobe, Requisiten und Alles in Ordnung war, machte seine Hauptforge aus. Uebrigens ließ er sich mit den Schauspielern nicht weiter ein, als daß er freundlich mit ihnen sprach, wenn sie ihm begegneten, er wurde aber dennoch von vielen Bitten und Anforderungen belästigt.

Ich war etwa drei Wochen in Eschendorf und mein Aufenthalt daselbst ist mir nur einer Sonderbarkeit wegen merkwürdig. Eines Tages befand ich mich bei dem Director, der zu ebner Erde wohnte, als ein Schubkarren hochgepackt voll Noten vorgefahren wurde und bald darauf ein schwarzgekleideter Mann in das Zimmer trat. Er stellte sich als Schullehrer und Musikfreund vor und eröffnete dem Director, er habe eine Oper componirt und bäte ihn, dieselbe zur Aufführung zu bringen. Der Stoff sei die Braut von Messina von Schiller, Partitur, Orchesterstimmen, Chor- und Solostimmen, Alles sei fertig ausgeschrieben, es walte gar kein Hinderniß ob und würde keine Kosten verursachen. Die ganze Oper läge vollständig draußen auf dem Schubkarren. Wir sahen uns an, der Schubkarren war so voll gepackt, daß man hätte meinen sollen, er enthielte wenigstens sechs vollständige große Opern. Der Director machte dem Componisten begreiflich, ehe man an eine Oper gehe, müsse man den Text kennen

und bat ihn um das Buch. Verwundert fragte der Schullehrer, ob er denn die Braut von Messina nicht im Hause habe. Ganz erstaunt sahen wir uns an — aber es war so, der Mann hatte die ganze Braut von Messina componirt. Dabei hatte er etwas so Treuerziges, Unbefangenes in seinem ganzen Wesen, daß wir ihn nicht ohne Weiteres abweisen konnten, so unausführbar auch sein Begehren war. Wir ließen die Oper heraufschaffen und den Musikdirector rufen, um sie anzusehen. Mittlerweile machte sich der Schullehrer an die Frau des Directors und versprach ihr zwei Stücke schöne Leinwand, wenn sie seine Oper auf die Bühne beförderte.

Der Musikdirector kam und sah die Partitur durch. Das ganze Stück war beinahe im Sechsstact componirt und war auch nicht ein Funken schöpferischen Geistes darin, es war völlig unbrauchbar. Allein die Stimmen waren alle mit einer Sauberkeit, einem Fleiße ausgeschrieben, daß man meinte, gestochene Noten zu sehen. Wie der Director mit dem armen Künstler fertig geworden ist, ob er ihn von der Unmöglichkeit, die Oper aufzuführen, überzeugt hat, weiß ich nicht, denn ich entfernte mich bald. Für mich hatte die Sache etwas unendlich Rührendes. Ich sah den Mann vor mir, der einige Jahre in einer großen Stadt seinen Studien obgelegen und dort die Genüsse der Kunst kennen und schätzen gelernt hatte, und nun auf ein einsames Dorf verbannt ist, abgeschnitten von alle dem, was dereinst seine jugendliche Einbildungskraft entflammte. Doch vergessen kann er es nicht. Und weil das einförmige Leben außer ihm keine Befriedigung ihm gewährt, flüchtet er sich auf sein einsames Stübchen, um seinem innern Drange durch Selbstschaffen zu genügen. Eine Oper will er schreiben. Dunkel steigt bei diesem Entschlusse der Gedanke dereinstigen Erfolges, Ruhmes auf — er wird wärmer, sein Stübchen dehnt sich ihm zu einer Welt aus. Doch er hat kein Buch, das er componiren könnte. Allein ist die Braut von Messina nicht opernartig? Die herrlichen Chöre, sollen sie nicht singbar sein? Klingen die Verse nicht schon wie Musik? Läßt die herrliche Lyrik der Dichtung nicht den Ausdruck durch den Ton zu? Er componirt die Braut von Messina. Ein ungeheures Unternehmen! Jahre lang sitzt er in seinem Stübchen, mit unermüdetem Fleiße reißt er Ton an Ton, Note an Note — endlich ist er fertig! Doch nun muß es aufgeführt werden, sonst bleibt es todes Werk. Allein er hat von den Schwierigkeiten gehört, die neuen Werken entgegenstehen, ehe sie auf die Bühne kommen. Er beschließt, die Schwierigkeiten zu überwinden, so weit er könne, er will die Oper

Grenzboten. IV. 1846.

dem Theater bringen, daß sie ohne weiteres zur Aufführung gelangen kann und er gibt sich daran, sie vollständig auszuschreiben. Wieder eine Riesenarbeit, die ihm Jahre kostet. Nun ist er fertig. Er schreibt manchen Brief, in dem er sein Werk anbietet — und erhält vielleicht keine Antwort. Sein Wunsch, die Oper zu hören, wird immer glühender, all sein Sinnen und Denken drängt sich in dieser Oper zusammen. Sie ist der Schatz, den er sorgsam beachtet. Wenn ihm einfällt, es könne Feuer in seinem Häuschen ausbrechen, schaudert er zusammen, er überlegt, wie er dann seine Oper retten könne, und ist auf den Fall vorbereitet und gerüstet. Und immer glühender wird der Wunsch, seine Oper zu hören. Er hat keinen andern mehr, er ist bereit, für dessen Erfüllung alle möglichen Opfer zu bringen, sein Sehnen wird krankhaft, eine stille Trauer lagert sich über seinen Geist, je mehr ihm die Hoffnung schwindet — und er stirbt endlich, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen — sein letzter Blick fällt auf seine Oper. Armer Mann, du hattest nur eins im Leben geschaffen und das war zwecklos, du hattest nur einen Wunsch, einen kleinen, dürftigen Wunsch, und er ward nicht erfüllt!

Doch genug von diesem Bilde. Ich erhielt plötzlich einen Brief meines alten Directors, den ich vor fünf Monaten verlassen hatte, um meine Kunstreise anzutreten, worin er mir meine frühere Stellung wieder anbot. Zur Einsicht gekommen, daß ich erst in einem bestimmten Fache etwas leisten müsse, ehe ich Anspruch auf eine Anstellung an einem größern Theater machen könnte, wenn ich daselbst eben nicht untergeordnet dastehen wollte, überlegend, daß diese Gesellschaft doch eine der größern unter den reisenden sei und recht ansehnliche, angenehme Städte besuche, nahm ich diesen Antrag an, kehrte also nach fünfmonatlicher, mühseliger Wanderung auf den Punkt zurück, von dem ich ausgegangen war.